

PAUL
UTZ
NITZ
ON

**DIE
BELAGERUNG
DER
WELT**
ROMANJAHRE

SUHRKAMP

Paul Nizon, der Sprachmagier, hat zeit seines Schreib-Lebens Journale geführt. In ihnen erzählt er – in einer atemberaubenden Intensität und Unmittelbarkeit – vom Handwerk des Schreibens, von der Verzauberung durch die Liebe, von seiner Sehnsucht nach Neugeburt durch die Metropolen und nicht zuletzt von den Lektionen, die das Schreiben und die Frauen ihm erteilt haben. In dieser »grandiosrigorosen Tagebücherei«, die »frei, wild, zart« ist, begegnen wir einem radikalen Individualisten, dessen Anspruch an die Literatur mindestens so groß ist wie seine Lebensgier. In Die Belagerung der Welt versammelt der Herausgeber Martin Simons eine Auswahl aus Paul Nizons fünf publizierten Journalbänden. Diese Notate aus einem halben Jahrhundert verdichten sich hier zu der Autobiographie eines solitären Künstlers – und schenken dem Leser vor Verwunderung leuchtende Augen.

»Paul Nizon ist einer der besten Schriftsteller der Welt. Er hätte längst den Nobelpreis bekommen müssen.« Frédéric Beigbeder

Paul Nizon, geboren 1929 in Bern, lebt in Paris. Der »Verzauberer, der zur Zeit größte Magier der deutschen Sprache« (Le Monde), erhielt für sein Werk, das in mehrere Sprachen übersetzt ist, zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen, u. a. 2010 den »Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur«.

Zuletzt erschienen:

Urkundenfälschung. Journal 2000- 2010 (2012);

Goya (2011); Romane, Erzählungen, Journale(2009).

Martin Simons, 1973 geboren, hat in Berlin, Graz und Paris Rechtswissenschaft und Philosophie studiert. Er lebt als Autor und Journalist in Berlin. Zuletzt erschien: Die Freiheit am Morgen. Roman (2013).

PAUL NIZON
DIE BELAGERUNG DER WELT
ROMANJAHRE

*Herausgegeben und
mit einem Vorwort von
Martin Simons*

Suhrkamp Verlag

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Der vorliegende Text folgt der Erstausgabe, 2013.

© Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr.

Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Umschlaggestaltung: BUREAU Mario Lombardo (Berlin)

eISBN 978-3-518-73434-6

www.suhrkamp.de

EINLEITUNG

DAS LEBEN IST ZU GEWINNEN ODER ZU VERLIEREN

I

Paul Nizon hat seit 1995 fünf Bücher aus tagebuchähnlichen Aufzeichnungen veröffentlicht. Jeder Band verhandelt ein Jahrzehnt, von den 1960er bis zu den 2000er Jahren. Die fünf Journale umfassen zusammen etwa 1400 Druckseiten und sind das Destillat aus einem zehnmal so umfangreichen Ausgangsmaterial. Für das vorliegende Buch habe ich diese bereits publizierten Texte in Abstimmung mit Paul Nizon ein weiteres Mal verdichtet und redigiert.

Dafür gibt es Gründe. In ihrer bisherigen Form waren Nizons Journale schwerpunktmäßig Werkstattberichte, Ergebnis täglicher oft wie blindlings ausgeführter Schreibübung, die man sich wie die Fingerübung eines Pianisten vorstellen kann. Diese Aufzeichnungen ermöglichten umfassende und unvergleichliche Einblicke in die Arbeit eines Schriftstellers, die Bedingungen seiner Produktion. Doch die schiere Masse des Materials, die Verästelung der wiederkehrenden Motive und Konflikte verstellte notgedrungen den Zugang zu der dahinterstehenden Existenz.

Die vorliegende Textauswahl konzentriert sich auf das Drama eines komplexen Charakters, der sich in die ihm eigenen Widersprüche mit den Jahren immer auswegloser verstrickt. Dieser fortlaufende Frontbericht hat anders als das klassische Drama keine fünf Akte, erstreckt sich dafür aber über fünf Jahrzehnte. Unwillkürlich wird damit die Zeit (in jungen Jahren als Hoffnungshorizont, dann zunehmend als unbestechliches Richtmaß) zum eigentlichen Helden. Der Leser bekommt so eine Ahnung von der Vergeblichkeit, aber eben auch von der Großartigkeit eines radikal für die Literatur gelebten Lebens.

Die biographischen Fakten dieses Lebens lassen sich aber bestenfalls mit Mühe aus den (notwendig bruchstückhaften) Journaleinträgen rekonstruieren. Deshalb erscheint mir eine Einführung in Leben und Werk Paul Nizons hilfreich.

II

Paul Nizon wird 1929 in Bern als Sohn eines russischen Emigranten und einer Schweizerin geboren. Seit 1976 lebt er in Paris, wo ihn die späte, aber enthusiastische Anerkennung der Franzosen nach eigenem Bekunden vor dem Verzweifeln rettet. In Frankreich erkennt man sogleich das Unerhörte seiner »littérature pure«, ernennt ihn zum »Chevalier des Arts et des Lettres« und ehrt ihn bereits zu Lebzeiten mit einem Eintrag im exklusiven Larousse, dem maßgebenden Lexikon. Man stört sich nicht daran, daß er keine Storys oder Inhalte in handelsgängiger Verpackung zu verabreichen hat. Sondern mit Sprache – nahe am Größenwahn – nichts Geringeres anstrebt, als »das Leben zu geben«.

Bei seinen Anfängen in Deutschland und erst recht in der Schweiz stößt man sich an solchem Anspruch. Als Nizon 1959 mit seinem Erstling Die gleitenden Plätze auftritt, findet er zwar sogleich die Anerkennung von Kollegen, von Ingeborg Bachmann, Friedrich Dürrenmatt und besonders Max Frisch. Der Verleger Siegfried Unseld nimmt ihn für Suhrkamp unter Vertrag, nachdem er nichts weiter als eine Leseprobe auf Tonband abgehört hat, und prophezeit einen riesigen Erfolg. Doch anstatt Weltruhm erntet Nizon vor allem Unverständnis. In den politisch aufgeladenen 1960ern und 1970ern erwartet man von einem Schriftsteller in erster Linie eine engagierte Literatur im Dienste des gesellschaftlichen Fortschritts. Nizon aber hat, so bekennt er selbst, »keine Meinung, kein Programm, kein Engagement, keine Geschichte, keine Fabel, keinen Faden. Nur diese Schreibpassion in den Fingern.« Paul Nizon ist Individualist, und sein Leitspruch lautet »Das Leben ist zu gewinnen oder zu verlieren« – von niemand anderem als einem selbst. Sein hochfahrender Anspruch ans Leben, sein manischer Freiheitsdrang, seine

unverstellte Lebensgier, aber auch seine Verachtung für das Mittelmaß provozieren Kritiker und Kollegen.

Paul Nizon ist ein Berufener. Er erklärt sich mit sechzehn selbst zum Dichter, ohne bis dahin überhaupt nur eine Zeile geschrieben zu haben. Er ist ein überempfindsamer Tagträumer, aber auch ein stolzer junger Mann, der aus Angst, wegen seiner Sensibilität für schwach gehalten zu werden, boxt und den Mädchen nachstellt. Noch verläuft sein Leben in normalen Bahnen. Er studiert in den 1950ern Kunstgeschichte in Bern und München, verliebt sich in eine Pfarrhaustochter, die er – es ist eine sittenstrenge Zeit – etwas überstürzt noch während des Studiums heiratet, und wird schon bald zum ersten Mal Vater. Unversehens findet sich der junge Nizon, der noch immer den Traum »vom ganzen, vom großen, vom reinen Leben« als einen Glückstraum hegt, in dem befriedeten Rahmen einer Kleinfamilie wieder. Er wird Kunstkritiker und Museumsassistent und schreibt an seinen Sachen in der Zeit, die ihm bleibt. Das geht so fruchtlos über Jahre. Kurz vor seinem dreißigsten Jahr überfällt ihn die an dieser Schwelle übliche Panik, und er zwingt sich, etwas Vorzeigbares für eine Publikation zusammenzustellen. Die gleitenden Plätze erregen 1959 ein kleines Aufsehen und veranlassen einen Förderer, bei Anwälten, Bankern und Ärzten Geld zu sammeln, mit dem sich Nizon für ein Jahr als Stipendiat ans Schweizer Institut in Rom begibt. »Ich bin nicht länger der Mann, der ich war«, beginnt Henry Miller den Wendekreis des Steinbocks und spielt damit auf seine Verwandlung durch Paris an. Vergleichbares gilt auch für Paul Nizon und Rom. Er kommt mit seiner Familie und vielen Idealen im Gepäck und geht, wie er sagt, als eine Art »heidnischer Hurenbock«. Er nennt diese Wandlung das »Ausschlüpfen des Barbaren«.

Rom ist die Stätte einer Häutung, der Geburtsort des Schriftstellers. Natürlich quält den vorerst notorischen Müßiggänger in der Ewigen Stadt ein schlechtes Gewissen. Gegenüber seiner Frau, den beiden kleinen Kindern, seinen Förderern. Doch Rom lockt mit dem vielgestaltigen, dem schwelenden Leben. Nach Rom ist Paul Nizon für alles Bürgerliche verloren. Er weiß es nur noch nicht. Zurück in der Schweiz nimmt er zwar den Posten des Kunstressortleiters bei der Neuen Zürcher Zeitung an. Doch er kann sich in

der vielversprechenden Laufbahn nur ganze acht Monate halten. Eine Dienstreise nach Barcelona läßt ihn endgültig ins freie Schriftstellerdasein entgleisen.

»La Buena Sombra«, der gute Schatten, heißt das Nachtlokal, in dem Nizon sich über Wochen selbst verlorengibt. Man könnte meinen: Das in Rom ausgeschlüpfte Ich probt gegen den angestellten Zeitungsmann den Aufstand. Nizon ist als Künstler gerade erst zur Welt gekommen und will sich soviel als möglich von ihr einverleiben. In Barcelona wird es ihm gleich nach seiner Ankunft zur fixen Idee, eine Spanierin, eine Tänzerin im »Buena Sombra« zumal, in sich verliebt zu machen, obwohl er überhaupt kein Spanisch spricht. »Und staunend, nein: fassungslos wurde mir bewußt, daß mir alles an dieser Frau gefiel. Ich verschlang das Gesicht, ich tanzte in das Gesicht hinein, ich muß mich betragen haben wie ein Verrückter [...]. Ich nahm in einer Art stummer Wut Besitz von diesem Mädchen«, schreibt er zehn Jahre später in Untertauchen, einer Erzählung mit der er das »spanische Abenteuer«, eine Grunderfahrung seiner Existenz, in Literatur überträgt. Er mag sie sogleich geküßt haben. Aber mit der Liebe geht es nicht so schnell. Nizon treibt die Sache auf die Spitze, das Leben ist zu gewinnen oder zu verlieren, er sitzt jeden Tag in der Bar, der Zeitungsauftrag ist vergessen, auch die Familie, er verpraßt den Vorschuß und überhaupt sein ganzes Geld, hinterlegt schließlich seinen Schweizer Paß, der ihm vorerst Kredit verschafft und unterschreibt Rechnung um Rechnung. Er verwahrlost, wird verprügelt und ins Gefängnis geschafft, wähnt sich in Francos Spanien in ernsthafter Gefahr. Aber – und das ist bei so viel wahnwitziger Hartnäckigkeit kein Wunder – das Ziel wird erreicht. Erst dadurch kommt er wieder zur Besinnung und leiht sich in der Schweiz Geld, damit er seinen Paß auslösen kann. Er fährt zurück nach Zürich, um seinen Dienst bei der Zeitung zu quittieren – und sich seiner Frau zu stellen.

Es fällt Paul Nizon nicht schwer, die bürgerliche Karriere und die damit verbundene Sicherheit aufzugeben. Schrecklich aber ist die Ablösung von der Familie. Er will – mehr als alles andere – ein möglichst großer, ein möglichst bedeutender Schriftsteller werden. Dies erscheint ihm in den gegebenen Verhältnissen, die vor allem Familienverhältnisse sind, nicht möglich.

Schreiben bedeutet für ihn eine Existenzprobe, ein Wagnis, eine radikale Sache. Doch Radikalität verträgt sich nicht mit Rücksicht. Er verläßt Frau und Kinder in dem Bewußtsein, daß er Schuld auf sich lädt. Er ist von der (für ihn nicht zu überwindenden) Überzeugung durchdrungen, daß sich außer Literatur, verstanden als dem Leben abgerungene Essenz, nichts auf Erden lohnt. Die Scheidung erfolgt einvernehmlich.

Nizons tiefe Angst gilt einem Nie-ganz-auf-die-Welt-Kommen. Für ihn ist das Leben eine Aufgabe der Imagination im Wortsinn, eine Ein-Bildung, ein schöpferischer Akt. Nizon ist ein Sprachmensch. Seine Weise, zur Welt zu kommen, ist das Aussagen des Erlebten. Nur die zur Sprache gebrachte Welt ist wirklich. Das klingt überspannt und übertrieben. Ist aber im Grunde ganz plausibel. Wer nur wenige Worte hat für das, was ist, für den bleibt die Welt diffus, eine sinnliche Überwältigung, eine nie zu fassende Reizflut. Das feine Unterscheidungsvermögen durch Sprache hilft, dem bodenlosen Erleben Grund einzuziehen. Sprache ist das primäre Erkenntnisinstrument.

Gleichzeitig verstärkt Sprachmacht die Intensität der Erlebnisse. Für Nizon ein entscheidender Aspekt. Denn es ist eine Erfahrung, die viele erleiden, daß die Erlebnisfähigkeit mit zunehmendem Alter abnimmt. Die »Erstausgabe der Gefühle« während des Heranwachsens ist noch ein Fest des Lebens.

Danach wütet die Macht der Gewohnheit, man lernt das Leben auswendig, es wird »wie eine abertausendmal erzählte Geschichte, es kriegt den stumpfen Glanz der abgegriffenen Münze, es wird immer enger und kleiner«. Dagegen kämpft Nizon mit seiner Sprachwut an. Erst die genau benannte Welt bricht in all ihren Facetten auf und wird im Bewußtsein auf erregende Weise Wirklichkeit.

In seinem zweiten Buch macht Nizon diese Überzeugung zum Programm. Er läßt sich durch das Action-painting der abstrakten amerikanischen Expressionisten zu einer »action-Prosa« in Canto anregen. So wie ein Jackson Pollock sich zu einem Erregungskörper machte, der in einer Art Veitstanz den Niederschlag des Welterlebens im eigenen Körper auf die Leinwand kleckst, so schleudert Nizon in diesem Text mit aller Wucht die Sprache aus sich heraus. Es ist der wahnwitzige Versuch, das eigene Bewußtsein ganz auszusagen. Nizon schreibt Canto 1962 wie im Rausch. Er, der später oft

Jahre für seine schmalen Prosabände braucht, vollendet das Buch, mit dem er sein Romjahr verarbeitet, in nur wenigen Monaten. Die Erwartungen sind hochgespannt. Sein Verleger Siegfried Unseld hält es für nicht weniger als einen Geniestreich – jedenfalls so lange, bis man ihm die Verkaufszahlen vorlegt. Das Buch findet kaum Leser und stößt bei der Kritik, auch wenn sie vereinzelt enthusiastisch ist, im großen und ganzen auf Unverständnis. Nach den übergroßen Erwartungen, die auf Weltruhm und einen Platz in der Geschichte zielten, ein Frontalaufprall gegen eine Betonwand. Die Ablehnung fährt Paul Nizon ins Kreuz, er leidet Schmerzen, die nur noch mit stärksten Mitteln zu betäuben sind. Nizon wird zeitweise Morphinist. Er war aufs Ganze gegangen, hatte dem Buch Familie und Karriere geopfert – und das scheinbar für nichts. Trotzdem bleibt er selbstgewiß. Er weiß um seinen Rang und ist wild entschlossen, sich diesen auch zu erschreiben. Sieben Jahre braucht er für das nächste Buch, lebt in bescheidensten Studentenbuden in der Schweiz und immer wieder auch für Monate im Ausland, London zumeist. Eine lange und schwere Zeit, in der er seinen Lebensunterhalt und die Alimente für die Kinder hauptsächlich mit Kunstkritiken verdient. Im Hause enden die Geschichten, das 1971 endlich erscheint, ist ein eher sprödes Buch, ein stiller Abschied von der Kindheit. Sieben Jahre sind für das Geschaffene ein ziemlich hoher Preis. Doch nun hat Nizon seine künstlerischen Mittel beisammen, er verarbeitet in Untertauchen das »spanische Abenteuer« und heiratet 1973 die Künstlerin Marianne Wydler. Die beiden gelten als Idealpaar, attraktiv, begabt, verliebt. Nizon versucht sich an einem halbwegs konventionellen Roman, benutzt erstmals eine Figur, einen Plot und ist beglückt, wie leicht ihm solche Arbeit am Faden einer Handlung von der Hand geht. Stolz gewinnt den Bremer Literaturpreis – und Paul Nizon schlittert in seine größte persönliche Krise. Der Erfolg hat auf ihn eine unerwartete Wirkung. Anstatt zu besänftigen, macht er ihn wütend. Er weiß nicht mehr weiter, die Enge der Schweiz ist niederdrückend, auch in seiner von außen ideal erscheinenden Ehe gibt es Probleme – vor allem weiß er nicht, was schreiben. Ihm ist fürs erste der Stoff ausgegangen. In Zürich gilt er plötzlich als arriviert. Nizon ist sechsundvierzig und lernt auf einer Lesereise eine junge Frau kennen. Odile

ist noch Studentin und – bedauerlicherweise – die beste Freundin seiner Tochter. Die beiden verbringen in London eine Nacht und danach leidet Nizon an etwas, was er angemessen drastisch »Liebesvergiftung« tauft. Er bricht nach Monaten, in denen er sich wie ein wild gewordenes Tier aufführt, im Rausch Lokale verwüstet und Leute attackiert, alle Brücken zu seinem erfolgreichen Schweizer Leben ab und flieht nach Paris, wo ihm eine Tante eine kleine Hinterhauswohnung in einem Einwandererquartier hinterlassen hat. Nizon balanciert wieder einmal am Abgrund. Er ist durch Odile für jedes planmäßige Schreiben blockiert, hockt beschäftigungslos in der fremden Stadt und droht zu verkommen, ein Gewesener, aber inzwischen leider Verrückter zu werden. Trotzdem hegt er die ehrgeizigsten künstlerischen Hoffnungen: »Ich hatte das Gefühl, daß aus meinem Untergang etwas vergleichbar Vollkommenes wie eine Partitur von Mozart emporsteigen müßte, etwas Unzerstörbares und absolut Vollendetes.« Ein halsbrecherischer Anspruch. Über zwei Jahre steckt er angesichts solcher Erwartungen in der tiefsten Depression. Der Kampf um Odile scheint aussichtslos (doch er wird ihn gewinnen), sein letzter Halt ist das tägliche »Warm Schreiben«, »Blindschreiben«, ein Vergegenwärtigen des eigenen Daseins mit Sprache, ziellos, einfach um nicht aus der Welt zu fallen oder »in Einsamkeit zu ertrinken«. Tatsächlich schreibt er wie zufällig so sein schönstes Buch, einen Paris-Roman, wie er nach Miller oder Hemingway kaum mehr möglich schien, ein Buch aus nichts als Lebensgefühl, unverwechselbar in seiner Eigenheit und gleichzeitig geräumig und groß, so daß es jedermann offensteht. Im Rückblick erscheint es, als hätte sein Instinkt Nizon den Ausbruch nach Paris diktiert, um so seinen größten Stoff zu finden. Mit *Das Jahr der Liebe* gelingt Nizon etwas, was er seit seinen Anfängen anstrebt: den schöpferischen Prozeß im Vollzug sichtbar zu machen. Die Schreibzeit in *Das Jahr der Liebe* entspricht der beschriebenen Lebenszeit. Lesend wohnt man so der Entstehung eines Kunstwerkes bei, ist Teilnehmer dessen, was Paul Nizon das letzte und einzige Wunder nennt: die Schöpfung der Welt aus dem Ich. Die Beschreibung einer Busfahrt durch Paris ist dafür exemplarisch. Auf fünfzehn Seiten läßt Nizon aus dem Wirbel von Stadtimpressionen, Traum-,

Lektüre- und Lebenserinnerung ein so reich gesättigtes Lebensgefühl entstehen, daß man sich beim Lesen auf der Welt wie selten fühlt. Obwohl Nizon sich auch von der Kunst kein Heil verspricht, er in ihr nichts Religiöses oder Ideologisches erkennen will, sondern nur eine »flüchtige Vereinigung mit allem Bestehenden«, hat sein Schreiben eine metaphysische Dimension (einen ganz unbeschwerten Ausdruck findet sie in den Existenzromanen Hund und Das Fell der Forelle). Es liegt ihm die Überzeugung zugrunde, daß nur das schöpferische Leben menschenwürdig ist. Das Leben ist ein Geschenk, dem man sich würdig erweisen muß, es ist eben zu gewinnen oder zu verlieren. Man gewinnt es, indem man den Reichtum der Welt in der Arena des eigenen Ichs zur Aufführung bringt. Und verliert es, indem man begriffsstutziger Zuschauer bleibt, der in Ermangelung von Worten und Einbildungskraft nur einen beschämend geringen Teil dessen wahrnimmt, was ihn umgibt. Aus nichts als Einbildungskraft besteht dann Nizons vielleicht bestes Buch. Im Bauch des Wals ist reine Literatur, sprachliches Klima, ein Duft aus Stimmen, eine Atmosphäre aus Worten. Nizons Sprache wird hier endgültig zum Ereignis. Seine Worte sind so ausdrucksstark und genau, sie fächern einen Sachverhalt so sinnfällig auf, daß man glaubt, die Welt endlich einmal in ihrer ganzen Fülle wahrzunehmen.

Wie es zu so einer reinen, gleichsam destillierten Sprache kommt, zeigen vor allem die Journale. In diesen verdichtet Nizon Partikel erlebter Wirklichkeit so lange, bis sie Poesie geworden sind, funkelnde Sprachstücke von oft berückender Schönheit und Kraft. Sie sind aber auch Selbstrechtfertigung einer ganz und gar fürs Schreiben eingesetzten Existenz: »Warum genügt es mir nicht, einfach mit- und dahinzuleben, die Stadt zu erleben? Es ist wie in der Liebe. Wenn das Herz übergeht vor Zärtlichkeit, innerer Huldigung, Überschwang ... dann möchte man resümieren können; man möchte das Erlebte wiederaufleben lassen können; man kann es fast selber nicht glauben; aus Ungläubigkeit unter anderem denkt man zurück und möchte alles noch einmal vor sich hin beten, es ist sonst wie nicht gehabt«, erklärt er sich im Journal der 1980er seinen Schreibzwang und erkennt: »Und dabei merkt

*man, daß sozusagen nichts zu halten ist, das Leben ist kein Besitz.
Leerausgehen in der Fülle.«*

Doch während man Nizon liest, verhält es sich gerade umgekehrt. Statt leer auszugehen, erfährt man in seinen Büchern Wirklichkeit. Dadurch, daß er in ihnen die Welt benennt und für ihren Reichtum ein sprachliches Bewußtsein schafft. Seine Bücher befeuern eine besondere Art von Aufmerksamkeit, geben einem die dünne Haut der jungen Jahre zurück und schenken einem durch ihre Sprachintensität wieder vor Verwunderung leuchtende Augen. Daß so etwas möglich ist, gehört zu den Wundern des Lesens – und Nizons Schreiben.

Martin Simons

DIE BELAGERUNG DER WELT

DIE WIRKLICHKEIT, DIE ICH MEINE, ist nicht ein für alle mal abzuziehen oder abzufüllen und in Tüte, Schachtel oder Wort mitzunehmen. Sie ereignet sich. Sie will verdeutlichend mitgemacht werden und eigentlich mehr als das: Sie muß hergestellt werden, zum Beispiel im Medium der Sprache. Deshalb schreibe ich. Die in der Sprache zustandekommende Wirklichkeit ist die einzige, die ich kenne und anerkenne. Sie gibt mir das Gefühl, vorhanden und einigermaßen in Übereinstimmung zu sein mit dem, was sich insgeheim wirklich tut. Mein Leben, von dem ich annehme, es sei einmal und einmalig, läuft auf diese Weise weniger Gefahr, in blind übernommenen Konventions- oder in irgendwelchen Idealkanälen dahinzufahren oder auf Lebzeit in Untermiete eingelagert zu bleiben. Es setzt sich nicht auf Dienstwegen mit der treibenden Instanz auseinander, sondern empfängt seine Impulse direkt. Ich schreibe aus einem Lebendigkeits- und Wirklichkeitsanspruch heraus. Große Themen habe ich nicht an den Mann zu bringen oder in die Welt zu setzen. Ich möchte keinerlei Einfluß nehmen mit Geschriebenem, nicht belehren, nicht bekehren, nicht moralisieren, nicht aufrichten, nicht aufbauen, nicht verändern. Herstellen und vielleicht mich bekennen.

Gestern Frisch getroffen: Hatte den Eindruck, daß er zu meinem Begräbnis gekommen war. Er hatte sich einige Tage in Zürich über den »Fall Nizon« informieren lassen, hatte festgestellt, daß ich es fertiggebracht habe, sehr viel Mißgunst, Hohn, Unwillen auf mich zu ziehen. Ich fragte ihn, wie er die jetzige Situation des Canto beurteile. Er meinte, das Buch sei nicht untergegangen, nicht begraben, aber sehr mit Fragezeichen belastet, mit Infragestellung. Mit dieser schweren Belastung sei es vorläufig noch »da«. Warum die Großen unter den Berufskritikern nicht an das Buch herangingen, fragte ich, was seine Meinung sei. Lustlosigkeit, wenig Anreiz, kein Interesse vielleicht, meinte er. Aber das bleibt merkwürdig. Und bisher unerklärt. Keiner der das wirklich Experimentelle darin erkennt, keiner der

auf die Sprache, die Sprachexpedition eingeht. Auf's Instrumentarium. Ob sie's nicht sehen? Martin Walser meinte, es sei in dem Buch ein Widerspruch zwischen dem Aufbau, der »spinnend«, unter Verzicht auf Anfang und Ende und jeden Ideal-Zusammenhang und jede Ideal-Rundung, ohne Handlung, ohne solche »Kunst« auskomme und eine äußerste Position der Innovation bezeichne und der Sprache, die gefräßig, schwelgerisch, reich, ungewohnt verspielt sei. Hätte ich ein klar erkennbares Rezept als Aufhänger mitbeigegeben, dann würde es das Buch leichter gehabt haben.

Frisch: An manchen Stellen sei für die meisten Leser einfach kein »Problem« zu erkennen, es bleibe bei einem Privatproblem – überall da, wo kein »Stoff«, keine Anleitung, kein Unterbau mitgeliefert werde. Da, wo das Material für die Problematik, das epische Material dabei sei, aus dem der Canto gewonnen werde, sei's gut. Vielerorts bleibe es in der Privatluft hängen. Vielleicht. Aber ein Sprachbuch. Man nehme mir übel: Arroganz, das durch und durch Unsolidarische, das bis zum Verleumderischen gehe.

Aus Brief an Gerhard Hoehme:

Es sind tatsächlich schwierige Zeiten eben jetzt, ich könnte sie als »Prüfung« bezeichnen. Denn weit über den finanziellen und prestigemäßigen Mißerfolg hinaus hat mir das Buch etwas eingebracht, das man als Animosität empfinden muß. Eine Animosität, die durch den Vorwurf Canto hindurch auf meine Person abzielt. Ich habe vielleicht einiges von der hochgespannten Verlagsstimmung unbewußt assimiliert und also auch manifestiert – wie hätte das anders sein können, wo man mich unter Bedingungen, wie man sie sonst nicht kennt, zum Verlag geholt, beim Verlag behandelt hat und wo man mein Manuskript in einer Weise quittierte, die schöner nicht zu wünschen gewesen wäre: als ein »ganz wichtiges Suhrkamp-Buch«, als »bedeutende Arbeit«, als »echte Dichtung«? Wenn ich mich zurückdenkend befrage, dann scheint's mir schon möglich, daß mir so der »Kamm schwoll«, mehr als er es ohne diese Behandlung getan hätte, und daß ich mich schon selbstverständlich in die Prominenz einreihete (ich wurde ja auch von der Prominenz selbstredend aufgenommen). Ich erwähne das, weil Du mir einen

Vorwurf in dieser Richtung machst, wenn Du schreibst, ich habe nur allzu deutlich mein Talent zur Schau getragen. Das war mir allerdings nicht bewußt. Wenn ja, bin ich ganz einfach dem Literaturbetrieb nicht gewachsen gewesen. Aber Du tust ja geradezu so, als sei durch das Buch das Gegenteil von Talent erwiesen. Da würde ich mich doch sehr dagegen verwahren. So niedergeschmettert bin ich auch wieder nicht, daß ich an meinen Realien zweifelte. Ich empfand das Buch bei Abschluß des Manuskripts als Äußerstes, das mir möglich war, als gelungen, wenn ich auch an manchen Stellen vielleicht ein ungutes Gefühl hatte, aber überall da war mir Besseres nicht möglich gewesen. Ich hatte im großen Ganzen den Eindruck, auf Grund und in meinem Revier angekommen zu sein und auch etwas Exemplarisches unternommen zu haben. Ich habe nämlich wirklich mit meiner Ohnmacht der Themenlosigkeit ernst gemacht und konsequent aus Banalität Sprache, das heißt Wirklichkeit gezimmert.

Neulich, als ich nachts noch kurz vor Kneipenschluß in die Bierhalle gegenüber gehe, die ich überhaupt nicht mag, weil das Essen unter qualmiger Gestankentwicklung auf den Tisch kommt, aber ich bin hin, da ich noch nicht heim mochte und einen anderen Ausflug der späten Stunde wegen nicht mehr riskieren konnte ... neulich also sitze ich an diesem Biertisch, und schon geht das ganze Theater mit dem Hund los. Zuerst nähert sich dieses magere etwa 50jährige Gestell mit den Schwindsuchtbäckchen, die sich als besondere Freundin meines Hundes aufspielt und ihm immer Leckerbissen bringt. Aber nun kommen noch all die italienischen Küchentiger hinter dem Büffet hervor und umstehen unseren Tisch, und da sagt doch wirklich so eine schwarzhaarige Hexe in weißem Schürzenkleid: »Der arme Hund, immer wird er so angebrüllt von seinem Herrn«, und meint mich damit. Die schauen ja immer in mein Zimmer und auf mein Blatt in der Maschine, wenn sie Pause machen und sich auf diesen Mansardenbalkönchen ergehen und schnaufen wie die Kühe. Die können mir geradewegs ins Zimmer langen von gegenüber, mich stört's nicht. Aber dieselben Fremdarbeiter-Mägde, die doch mit Hunden nicht umzugehen wissen, sich fürchten und durch ihre Furcht

den Hund zum Bellen reizen, dieselben schönen Italiener, für die ein Hund ein Herrensymbold, wenn nicht die Strafpetarde des Padrone ist, weshalb ihr Instinkt der Abwehr durchaus richtig und verständlich wäre ... dieselben Wesen wollen mich nun plötzlich zum Hundeschinder stempeln. Haben vielleicht meine liebevollen rauhen Spiele mißgedeutet, wenn wir uns balgen und der Kerl glücklich grollt und tollt. Oder wenn ich weggehe und ihn einmal allein lasse – mag sein, daß er mir nachgebellt hat. Und jetzt bin ich der Tierquäler in ihren Augen. Auch gut.

Aber vielleicht hat es wirklich etwas auf sich. Vielleicht ist diese Kammer, die mir langsam unerträglich wird und mehr und mehr einer Hundehütte gleicht, vielleicht ist so ein Stadtzimmerchen wirklich nichts für einen Hund. Das sagt mir ja immer auch mein ältester Sohn, Valentin, der jetzt immer mehr an mir herummeckert. Er brüllt mich an: »Du willst ja nur mit dem Hund angeben.« Und jetzt entfaltet er den ganzen Katalog der Vorwürfe. Der Zigarettenrauch, die dicke Luft im Zimmer (mein Sohn will mir seit langem das Rauchen abgewöhnen), der Benzingestank in der Stadt (er hat begreiflicherweise etwas gegen mein Alleinleben im Zentrum). Seine ganzen Verteidigungsreden, seine Anwaltschaft für den Hund ist auf mich gemünzt. Es bricht aus ihm hervor. Er meint mich, der Arme. Ich soll wieder zurückkehren und in ruhigen und »gesunden« Verhältnissen mit ihm und der ganzen Familie zusammenleben.

Er wird jetzt gleich erscheinen, es ist der freie Mittwochnachmittag. Ich werde mit ihm zum Maler W. fahren und ihm vorführen, was ein städtisches Hundevergnügen ist. Wenn er ihn erst einmal in diesem herrschaftlichen Park mit Sira, der Jagdhündin, herumtollen sieht ... Übrigens gipfeln die an mich adressierten Vorwürfe immer in der höhnischen Bemerkung, ich vermöge dem Hund ja nicht einmal die Hundemarke zu kaufen. Er meint damit meine ganze, in seinen Augen fragwürdige Existenz. Die Diskrepanz zwischen meinen Allüren und meinem realen Status, meinem elenden Habitus und Hausen.

Und diese Diskrepanz ist beispielsweise auch an meinem Verhältnis zum Hund abzulesen. Überhaupt dreht sich alles immer mehr um den Hund. Der Hund – die Drehscheibe aller Dinge, der Hund – der Kreisel der Wahrheit,

der Hund – der Verbindungsläufer. Der Hund, meine Fron und mein Halt. Also der Hund scheint mich jetzt aus dieser schönen Kammer Nähe Bahnhofstraße hinausmanövrieren zu können. Weil sich am Hund die Italiener stoßen?

Ein, zwei Mal ist er mir entwischt und durch das enge, hölzerne Treppenhaus hinunter auf den einen Italiener losgegangen. Auf diesen schmierig lächelnden, säuerlich lebenswürdigen Kraus- und Habichtskopf meines Alters, der immer im Käseladen anzutreffen ist, wo er eine Art Gehilfenfunktion (neben anderem) ausübt. Ich versteh's nicht: Mein geradezu trottelhaft verschmuster Hund. Ein fürchterliches Gebell hat er angeschlagen, ich fliege die Treppen hinunter und treffe folgende aufregende Szene an: Der Italiener wacklig steif, mit einem Langholz auf den Hund einhauend, und Flen, ein gesträubtes schwarzes Etwas, Gebell spuckend, daß es fürchterlich dröhnt. Ein Ausweichen ist nicht möglich bei der Enge des Treppenhauses. Nun, auf beiden Seiten ist kein Schaden entstanden ... Aber danach ... kleine Italienerdelegation klopft an meiner Tür ... es wird höflich, doch bestimmt auf Besserung der Zustände gepocht, ansonsten: Polizei.

Samstag nachmittag verdschungelt die Gasse italianesk. Während ich mit dem Rücken zum offenen Fenster sitze und den plempernden freien Tag registriere, die trödelnde Gasse, das Laufen mit nur halber Kraft etc. werde ich so langsam von italienischen Lauten gespickt und eingearnt. Die hängen aus den Fenstern, die Köchinnen von der Bierhalle, Büglerinnen, die Matronen; die Männer der Schöpfung paradieren unten oder stehen herum, und nun geht das Gequatsche los, das Steigen von fragenden, singenden Stimmen, dann ein ganzes Geknatter von Antwort, Gelächter, die Stimmen klettern in den Tonleitern und Tonarten herum, die Luft wird tragfähig wie Wasser, das klingt, Gott, man könnte sich einbilden, im glücklichen Land des Südens zu sein. Dabei unterhalten sie sich vielleicht gerade über mich. Natürlich ist das schon ganz schön, aber eingedenk meiner Lage, meines Provisoriums, meines baldigen Rausgeekeltseins ... Der Ingrimmt steigt.

Diese dunkle Demut allenthalben. Und mir hätt's doch gefallen hier. An sich. Aber die Beengung wird unerträglich. Ich muß in dem schönen Zuckerzimmer über Hund und liegende Stapel von Papieren und Wäsche und Koffern steigen, wenn ich nur ein Buch vom Regal holen will; der Hund sucht sich mißlaunig eine andere Stelle, womöglich nimmt er nun den Platz ein, wo mein Stuhl zu stehen hat. Und jetzt komme ich nicht mehr an die Dinge ran, und jetzt muß ich den Wagen umparkieren, um mir keinen Strafzettel einzuhandeln, und jetzt muß ich noch die Wäsche wegbringen oder holen, dann telefonieren, dann: Soll der Hund mit oder nicht ... das ewige Dilemma, zermürend. Der Tag zerhackt. Das verrottet doch alles. Jetzt muß eine Wohnung her.

Stipendien- und Darlehenskasse der Universität Bern

An den Universitätsverwalter

Sehr geehrter Herr Verwalter,

zunächst habe ich mich zu entschuldigen, daß ich auf Ihre eingeschriebene Ankündigung des betriebsrechtlichen Inkassos meiner Studiendarlehen so lange nicht geantwortet habe. Ich war konsterniert und sah zuerst keine Möglichkeit zu irgendeinem Vorschlag oder einer Maßnahme, die die Betreuung hätte aufhalten können. Ich habe lediglich den Sachverhalt nach einiger Zeit meinem Freund Professor Paul Hofer mitgeteilt. Das war alles. Zudem war ich in dieser ganzen Zeit immerzu vergrippt und fiebrig und pillenschluckend und also ohnehin nicht ganz präsent. Jetzt erst bin ich wieder so weit gesund, daß ich meine Arbeit und so und so viel Anstehendes wieder aufgenommen habe. Jetzt will ich mich auch ausführlich zu meinem »Fall« äußern. Ich bitte Sie nochmals, mein Schweigen zu entschuldigen, und ich danke Ihnen herzlich, daß Sie die Betreuung – offenbar – zurückgezogen haben.

Wenn ich mich richtig erinnere, habe ich Ihnen in einem früheren Schreiben meine Entwicklung seit Abschluß der Studien skizziert. Sie werden in Erinnerung haben, daß ich nach kurzen Assistentenjahren mich der Schriftstellerei zugewandt habe. Ich lebe heute als freier Schriftsteller, das

heißt: Ich verdiene mir mit Kunstkritik gerade so viel, wie ich für meinen persönlichen Lebensaufwand (unter bescheidensten Bedingungen) und für meine Familie brauche. Den größeren Teil meiner Zeit verwende ich für meine literarischen Projekte. Ich möchte hier noch einmal wiederholen: Ich bin keineswegs, was man als gescheiterte Existenz bezeichnen könnte, ich habe lediglich die von meinen Studien her vorgezeichnete Karriere verlassen und einen künstlerischen Beruf gewählt. Und ich habe mir als Schriftsteller wie als Kunstkritiker einen Namen gemacht und auf beiden Gebieten »eine weitere Zukunft vor mir«. Was ich aber notgedrungen aufgegeben habe, ist das, was man im bürgerlichen Verstand als Besitzbildung und Sicherheitsstreben bezeichnen mag. Ich lebe tatsächlich »von der Hand in den Mund«, das heißt, was ich verdiene, sei es durch Kritik oder sonstige Veröffentlichungen oder Radiosendungen, verbraucht sich monatlich. Seit einigen Monaten bin ich geschieden. Ich habe mich verpflichtet, allmonatlich 1000 Franken für die Kinder aufzubringen, eine Auflage, der ich mich strikt nachzukommen bemühe. Im Grunde ist weder für Anschaffungen noch für Abzahlungen etwas von meinem Einkommen übrig. Neuerdings wurde ich zudem für eine größere Bankschuld (die auch aus meiner Studienzeit datiert) betrieben. Ich mußte Vorauszahlungen für eine gewichtige Auftragsarbeit erwirken, um die Pfändung verhindern zu können – denn zu beschlagnahmen und in Geld umzuwandeln gibt es bei mir nichts. Das ist meine Situation. Sie werden begreifen, daß ich Ihrer Forderung fassungslos gegenüberstand. Meine künstlerischen Leistungen honorieren sich eben nicht unbedingt im Verhältnis zu der aufgewandten Arbeit und zu den investierten Werten (geistigen Werten). Und von der künstlerischen Arbeit abzulassen, etwa zugunsten einer erhöhten Verdienstarbeit, ist mir innerlich (oder existenziell) nicht möglich. Was tun?

Ich kann Sie natürlich bitten, mir einen Stapel Einzahlungsscheine zuzuschicken, wobei ich mir vornähme, monatlich Fr. 50,- einzuzahlen. Und noch etwas: Mein regelmäßiges Einkommen basierte hauptsächlich auf der (kunstkritischen) Mitarbeit bei der Zürcher Woche. Nun ist – im Zusammenhang mit einer politischen reaktionären Welle – das alte ZüWo-Redaktionskollegium im Begriff, die Zeitung zu verlassen, und ich werde

mitgehen. Also entgleitet mir wohl bald meine bisherige und einzige materielle Sicherung. Auch das gehört zur Situation, und auch das müssen Sie wissen.

Sie verstehen jetzt wohl, daß ich wirklich nicht wußte, was antworten. Ich danke Ihnen nochmals für das langjährige Wohlwollen und Verständnis.

Mit ausgezeichnete Hochachtung

Ihr

Stiller.

Im Unterschied zu Schiwago oder Zeno Cosini eine doch eher knorzige Figur. Kein Eulenspiegel, kein Don Quichotte, kein Revolutionär, kein Künstler, kein Mann ohne Eigenschaften: ein Bürger. Ein Schweizer Bürger. Und das Verhältnis zur Frau ist unangenehm schwierig.

Es scheint, daß das Tagebuch das Beste ist. Auch die literarische Form ist dort interessant. Das luftige Nebeneinander, Geschiebe von Beobachtungsnotiz und Gedankensprung, Fabulieren, Einfällen, Überlegungen, Fragen. Der schöpferische Apparat.

London, Islington, Thebertonstreet 34

Endlich den Schritt getan, den Schritt mit den im Köfferchen eingepackten Schreibmaterialien (Notizen, Entwürfen, durchgeschriebenen Passagen, Plänen – Materialien eben ...) weg von der Zürcher Verstrickung und ins Fremde, Neue, ins Ausland. In eine andere Stadt. Den Schnitt getan.

Das Abnabeln hat wahnsinnig lange gedauert. Glaube aber, daß ich mir viel Erleichterung eingehandelt habe. Freie Bahn.

Die kleine Beginnenschwierigkeit jetzt besteht darin, daß ich mich nicht versteife, sondern austrudle in den Ozean des ungeborgenen, brodelnden, wellenden Stoffes wie ein Boot, gedankenlos, ziellos vorerst, bis ich von selbst Kurs fasse ...

Welchen Faden zuerst greifen?

Die Russen haben einen Apparat auf der Venus gelandet. Die Exploration im Weltraum hat damit einen ungeheuren Schritt vorwärts gemacht.

Die Russen feiern das 50jährige Jubiläum der Revolution. Überall auf der Welt Riesendemonstrationen gegen Johnsons Vietnamkrieg. Tausende von Rekruten werfen ihre Aufgebote weg. Also Desertion im großen Stil.

Eine ganze Weltjugend beginnt sich gegen den Krieg einer Weltmacht aufzulehnen. Der Goodwill für Amerika schrumpft täglich mehr.

Die Jugend hat sich in globalem Maßstab emanzipiert von den Vätern, der Tradition, der Geschichte etc., hat ein eigenes Reich entworfen, ein Phantasie Reich, einen Maskenball und ein Kostümfest in Permanenz, auf dem die Epochen der Erwachsenen in einem fastnächtlichen Verkleidungsspiel paraphrasiert und – wenn man will – ironisiert werden. Was ernst und bitter und historisch gewichtig war, dient den Jungen zu einem modischen Musée imaginaire. Sie nehmen nur die Requisiten der Geschichte, um sich zu verkleiden – zu eigenen Zwecken. Zu einer Aufführung, in der man Sex statt Krieg propagiert und Rauschgift-Träume, und auch von Afrika hat man bloß das Trancehafte zu eigenem Gebrauch (netter, entschärft) übernommen und in das Dauer-Beat-Vergnügen umgegossen. Die so aus allen Ecken und Winkeln der Erwachsenen-Welt zusammengeschröckerten und -gebrauten Elemente und Materialien werden in der neuen Aufmachung an die Erwachsenen verkauft und bringen Devisen und Reichtum.

Während alldem (und während die alten Systeme wie das amputierte Weltreich England allmählich Pleite gehen), während sich die USA stur in diesen mörderischen Vietnamkrieg verrennen, während das infantile Kostümfest wütet ... erforschen, nein: erobern die Wissenschaftler im Alleingang und unkoordiniert als ›Köpfe ohne Welt‹ ungeheure neuartige Lebensdimensionen,

den Totalroboter,

die Totalsteuerung des Menschen,

den Kosmos als künftige Kolonie,

das Ende der Krankheiten und das Ewige Leben.

Gott ist abgesetzt. An seiner Stelle die BOMBE (wie Elias Canetti sagte).

Was soll da noch die Kunst respektive die Literatur? Die Schlager propagieren ein freundliches Kinderbiedermeier. Die populären Songs kommen in Science-fiction- und möglichst in Comic-Strip-Form daher. Die Künstler sehen beim besten Willen nicht mehr ein, wozu Bilder machen, für wen? Um das kleinbürgerliche Heim zu schmücken?

Daß viele zeitgenössische junge Avantgardisten keine bleibenden und das schöne Heim schmückenden Werke und Werte verfassen mögen, ist verständlich. Daß sie gegen das Wandbildchen sind. Daß sie lieber ein Feuerwerk, ein Happening in Szene setzen wollen, um wiederum etwas wie ein heutiges Lebensgefühl zu realisieren, etwas, das sich verbraucht, etwas Unästhetisches meinetwegen – ja. Aber etwas, das zumindest den Voraussetzungen nach heutig wäre ... Im Hintergrund die Hoffnung, wenigstens den Versuch oder auch nur das Gestammel zu einer Replik geformt, sich in den rasenden unschönen Lauf eingeritzt zu haben. Was tut's, daß die Werke infantil ausfallen, ohne bleibenden Wert, kindisch in der Gebärdung? Es wird hier nicht nach Kunst gefragt.

Wieder einmal, was auch der Nouveau roman und andererseits einige jüngere dezidierte Formalisten aufzeigen: Die Sprache gibt äußerlichste Erscheinungsphänomene wieder (in der Beschreibung), mehr faßt sie nicht. In der prägnanten Beschränkung aufs Oberflächliche äußert und demonstriert sich die Ohnmacht des Menschen der heutigen Welt gegenüber. Mehr kann der nichtnaive, der bewußtseinsmäßig differenzierte und resignierende Zeitgenosse anscheinend nicht verantworten. Er gibt zu, daß er die Wirklichkeit nur noch äußerlich oder auf einem Spielzeug-Niveau beschreiben und sprachlich reproduzieren kann.

Das heißt, daß auf die existenzielle Dimension als künstlerisches Wollen verzichtet wird. Daß resigniert wird – vor dem Totalanspruch dem Leben

gegenüber.

Das Russische der Lebensanteilmahme; deshalb ja auch mein begeisterter Konsum von Gogol, Gontscharow, Pilnjak etc.

Ich möchte so und soviel, was ich auch weiß vom Leben, was für mich auch dazugehört, eben mit Sprache auch machen können. Ich bin in diesem Punkt in einem Dilemma. Das Schicksalhafte, das für mich in meinem gegenwärtigen Haus-Buch steckt, bzw. das Psychologische geht schwer ein in Sprache. Die Dinge geraten mir vielfach wie ein Stummfilm, sehr verkleinert, humoresk, wie aus weiter Distanz, wie Spielfiguren. Aber nicht lebendig im Sinne der russischen Anteilnahme.

Natürlich will ich jetzt nicht plötzlich einen alten Realismus wiedergebrauchen. Ich möchte schreibend nicht mehr aussagen, als ich wirklich weiß. Aber es genügt mir nicht, daß es bloß so ein distanzierter Episodenfilm wird. Ich möchte die Empathie der Russen und möchte meine Art des kindlichen Schrecks, diese Lähmung, Langeweile, Bedrückung provozieren können – mittels der Art und Weise, wie die Figuren (also meine Umwelt) gesehen werden.

Dilemma.

Nicht Grass' Zwergen-Theater, nicht Marionetten, aber auch nicht Bölls oder Walter Matthias Diggelmanns oder Anderschs traditionelle Sprachhaltung. Deren Optik und Erzählweise lehne ich für mich und überhaupt für die jüngeren Zeitgenossen ab.

Es ist doch klar: nur das Ich als Speicher der Erinnerung und als sichtbar konstitutives konstruierendes Bewußtsein.

Das einzige oder einzig Tröstliche, das es dazu zu sagen gibt: Die Psyche ist trotzdem immer noch ein Ausschlagsplatz ohnegleichen geblieben und eine Realität ersten Grades. Es müßte doch möglich sein, etwas Existenzielles hinzubekommen, etwas Festigendes, Erhellendes, Anrührendes, ein Bassin mit Worten, in dem einige sich spiegeln und im Spiegel wiedererkennen können, einen Park aus Sätzen, der zum Sichaufhalten einlädt. Und getränkt wäre mit Luft von heute.

London

Letzten Sonntag am Speakers' Corner gewesen. Hyde Park: Jetzt, im Herbst, eine müde, bräunliche endlose Weide inmitten der Weltstadt, dieses große grüne wallende Fell, über das die Menschen in allen Richtungen sich verteilen, spazierend, sich verlieren. Und dann überall kleinere und größere Trauben von Leuten um einen Redner, der entweder auf einem Holzkistchen oder zu ebener Erde (also unsichtbar) oder auf einer Art Leitertribüne steht und brandrednerisch in die Menge brüllt. Und die einzelnen antworten, fragen. Es gibt Käuze unter den Rednern, wie jener kahlköpfige über und über tätowierte Alte, der offenbar weiter nichts als von seinen zahlreichen Gefängnisaufenthalten erzählt. Oder wie der hagere Dunkelhäutige mit dem geierhaften Araberkopf, aber angezogen wie ein Dandy, der seine lepraverstümmelten Hände, diese zusammengeflickten Stummeln, der Menge drohend, als seien sie Knüppel, entgegenstreckt und der etwas ganz Absurdes verkündet, nämlich: Zurückdämmung und Landesverweisung der Farbigen ... Nach ihm steigt ein junger Kerl, etwas zwischen Student und Angestelltem, auf die Leiter und tritt für die Gleichheit der Menschen ein über alle farbigen Unterschiede hinweg. Aber überernst, so daß die Schwarzen unter den Zuhörenden in Lachen ausbrechen. Es folgen irgendeine Verrückte, Religionsstifter, Käuze, ein Kapuziner, alle mit ihrem Publikum, alle einzelnen Brandredner brüllen sich manchmal über die Köpfe ihrer Zuhörermengen hinweg an. Dann wieder welche, die ihr Israel proklamieren ... Aufklärer. Politische Redner, absurde Redner, Normale und Irre. Und Tausende von Leuten.

Und irgendwie seltsam, dieser Anblick, man spürt, daß es eine Institution ist, ein Gewinn der Demokratie, und fühlt sich an die Französische Revolution erinnert. Wie der einzelne Citoyen seine Mitbürger unterrichtet, informiert, aufstachelt, umwirbt, Zetermordio und Untergang androht ... Und wie die einzelnen Bürger mitmachen, Fragen stellen, diskutieren ... Die erhobenen Zeigefinger. Etwas, das dem Fremden zuerst vorkommt wie ein Theaterstück. Wie aus einem Revolutionsstück, aber es ist Alltag. Und das in England. Wo

die Königin sogar noch nach jedem Film das Publikum im Kino zum Aufstehen und zu einer Ehrbezeugung bringen kann.

Und etwas weiter vom Knäuel der Rednertribünen lagern in einer Herde, wie Tiere, wie sonderbare Tiere, wie fremde Menschenschau in einem Zirkus – FLOWER PEOPLE, ganz junge Leute in den tollsten Maskeraden, die Mädchen mit Tüchern bis zum Boden, orientalisch bunt, die Jungen in allen Varianten zwischen Uniformstück und orientalischen Umhängen, mit Blumen, ungeheuerlichen Haarauswüchsen, geschminkt, alle aber eindeutig Passivität vorlebend. Ihre Parolen: Nichtstun, Nichtarbeiten, Liebe, Träume, Zusammenleben. Man denkt: Anderswo würden die von der Polizei aus dem Verkehr gezogen oder von den Autoritäten unter den Erwachsenen zur Arbeit geprügelt. Oder würden interniert. Hier können sie ihre These leben. Man geht hin, schaut sie an, spricht sie an, keineswegs schockiert ... Toleranz.

Übrigens war gleichzeitig am Trafalgar Square und um die amerikanische Botschaft die Anti-Vietnam-Demonstration. Zu Tausenden belagerten Leute aller Schichten die Botschaftsgegend. Zur Schlägerei kam es erst, als man die Botschaft zu stürmen suchte. Die Polizei war nicht bewaffnet, trotzdem gab es Verletzte (unter beiden Parteien). In Frankreich waren's 45 000, in Tokyo anderthalb Millionen. Gab's schon mal sowas? In Amerika beginnt die Ausbürgerung. Zahllose Jugendliche nehmen die Ausbürgerung in Kauf und wandern aus nach Kanada, London ...

Und Johnson will auf seinem starren Kriegskurs beharren.

Das freiwillige Obdachlosentum

Bei uns in der Schweiz – ja wo leben denn die Hippies und Flower-Power-Leute? Die können ja gar nicht entkommen und verloren gehen, nehme ich an. Die gehen schön brav nach Hause und tragen ihre Maskerade als Bürgerschreck. Bei uns sind die Schäflein registriert.

Aber hier in London – ich stelle mir vor, daß tagtäglich überall einige still desertieren, das heißt die Gesellschaft verlassen, austreten und sich

wegstehlen. Wohin? Zu ihresgleichen, in ein Zusammenleben außerhalb der geltenden Gesellschaft. Die weltlichen Würden und Ziele werden aufgegeben. Verlassen werden Universitäten und Akademien, Schulen und Karrieren, verlassen werden die Wege und Geleise bürgerlicher Institutionen und Organisationen und Verbände.

Massenfahnenflucht. Warum?

Austreten, nur austreten. Weil jedes Drinbleiben als Partizipieren empfunden werden muß. Partizipieren an einer Welt, die sich Massenmorde leistet in Permanenz, den Weltraum mit nuklearen Vernichtungspotentialen spickt, aber bei allem eine prüde Geschlechtsmoral und Filmzensur propagiert.

Flucht in die Unschuld. In den Pazifismus als passiver Widerstand. In etwas – zugegeben – sehr Naives und Uneffektives. Ins freiwillige Clochardtum, in die freiwillige Obdachlosenexistenz

Eine Anti-Aktions-Haltung. Eine Antizivilisationshaltung.

Eine fernöstliche zeitlose Haltung.

Nicht umsonst sind die äußerlichen Kennzeichen mit alldem verwandt und ist der ästhetische Stil sehr nah am Jugendstil.

Wenn man sich den einzelnen Gammler und Asozialen, den einzelnen Bettelmönch und Nazarener in seiner tollen Maskerade und Verwahrlosung mit den exzessiven Attributen von Haar- und Bartzöpfen, von Glöckchen um den Hals und unbedeckten Füßen, von exhibierter Wehrlosigkeit und Sanftheit etc. ansieht (von den Massen, die nur das Äußerlichste als Modehit mitmachen, jetzt einmal nicht zu reden) – wenn man sich den einzelnen ansieht, dann wirkt das zugegebenermaßen verwirrend naiv und lächerlich. Und steht dennoch für eine Existenzfigur. Ein Leitbild.

Genau so verhielt es sich vermutlich mit jenen Leitbildern der Generation des jungen Picasso, mit dessen Période-bleue-Leitbildern: den Gauklern, Saltimbanques, fahrenden Leuten – den Asozialen, Verlorenen, Randfiguren –

und den Zöglingen, einem weiteren Leitbild einer Epoche. Die Gaukler waren das Symbol für eine moderne Existenz, deren Protagonisten sich als Tänzer auf dem schmalen Seil verstanden, als Akrobaten, jederzeit vom Absturz bedroht, bodenlos, am Rande, rechtlos; als Kunstfigur. Das Artistische war die Antwort auf die Unbegreiflichkeit und Bedrohlichkeit des Daseins. Über allem ein blauer Raum der Heimatlosigkeit und Schwermut ...

Heimatlosigkeit und Schwermut sind ja auch in den Zöglingen, im Zöglingstypus (von Joyce, Musil, über Robert Walser, Kafka, Schlemmer, Otto Meyer-Amden, Döblin etc.) festzustellen, nur daß jener Typus eine vielleicht um Grade positivere Fassung desselben Grunderlebnisses ist. Der Mensch als Zögling des Lebens, als Kuros-Paraphrase, schauernd an der Schwelle des Fremden, verhalten und keineswegs freibeweglich, so wie die archaischen Jünglinge noch in den Block eingebunden waren. Im Zögling (auch der Grand Meaulnes ist einer) ist zudem eine negative Anspielung auf den einstigen Entwicklungsromantypus zu erkennen, auf das klassische Menschenbild überhaupt, aber gerade im Vergleich dazu kann die neue Unfreiheit und Angst erst recht ermessen werden ... In der Metaphysischen Malerei findet eine Vermengung mit der Schneiderpuppe, der Puppe überhaupt statt, über die vom grausigen Schicksal nach Willkür verfügt werden kann. Übrigens war im deutschen Expressionismus das Gauklermilieu auch maßgebend, aber einzig im Sinne der Unbürgerlichkeit, des Ekstatischen. Das sind ikonographische Topoi.

Mit Valentin Freundschaft schließen.

Klar, daß er mich (und mit mir die Familiengeborgenheit) mehr vermißt als ich ihn. Daß ich für ihn wirklich ein Herr draußen geworden bin, ein Herr, der luxuriös (wie er sagt) lebt, in europäischen Verhältnissen, unabhängig, frei. Das gerade tut ihm weh: die Freiheit, die ich vorlebe, weil sie ihm immer dieses einschneidende Erlebnis der zerstörten Familie, auch des Ausgestoßenseins aus der Geborgenheit, vor Augen führt – zwanghaft. Und das Unglück der Mutter.